Bochum –
Essener Beiträge zur Sprachwandelforschung

Herausgeber:

Norbert Boretzky, Werner Enninger, Benedikt Jeßing,
Thomas Stolz

Band XX

Ludwig M. Eichinger, Joachim Raith (HGG)
Sprachkontakte. Konstanten und Variablen

Ludwig M. Eichinger, Joachim Raith (HGG)

Sprachkontakte. Konstanten und Variablen

Mit Beiträgen von: Nina Berend (Mannheim)
Volkmar Engerer (Berlin)
Werner Enninger (Essen)
Rüdiger Harnisch (Bayreuth)
Jan Iluk (Katowice)
Ralph Jodlbauer (Regensburg)
Frauke Kraas (Bonn)
Martin Pütz (Duisburg)
Peter Rosenberg (Berlin)
Christoph Schatte (Katowice)
Michèle Wolff (Essen)

Universitätsverlag Dr. N. Brockmeyer
Bochum 1993

Sprachkontakte. Konstanten und Variable.

Ludwig M. Eichinger

1. Konstanz und Wandel

Seit einigen Jahren haben wir uns in der Sektion Kontaktlinguistik innerhalb der Gesellschaft für Angewandte Linguistik (GAL) bemüht, Beiträge zu versammeln, die nicht nur von verschiedenen Sprachkontaktsituationen berichten, sondern sich bemühen, das Spezifische und das Gemeinsame, das typologisch Interessante an solchen Lagen, gleichermaßen sichtbar werden zu lassen. Und wir haben uns auch bemüht, zunächst Peter Nelde und dann Joachim Raith gemeinsam mit dem Verfasser dieser Zeilen, geographisch wie methodisch neuen Spuren nachzugehen. Mich selbst hat, auch beim Kennenlernen neuer Gebiete und Situationen, immer das Wechselspiel zwischen den strukturellen Konstanten, die einen Vergleich der Verhältnisse erlauben, und der in den einzelnen Situationen möglichen Variation interessiert. Variation kann dabei nicht nur synchron verstanden werden, sondern Variation kann auch die Faktorenverschiebung sein, die in mehrsprachigen Gemeinschaften im Verlaufe ihrer Geschichte auftritt. Zudem gilt schon traditionell das Aufeinandertreffen von verschiedenen Sprachen als unbestrittener Katalysator für sprachlichen Wandel. Nicht umsonst sind die meistgenannten externen Gründe für Sprachwandel Superstrat- und Substraterscheinungen. Und mag das auch in der gängigen Sprachwandelforschung eher im Hinblick auf Systemwandel gesehen werden, so gilt das doch auch für den Wandel kommunikativen Verhaltens. Die Variation, die analytisch als unterschiedliche Besetzung eines typologischen Rasters für mehrsprachige Gemeinschaften bzw. minoritäre Sprechergruppen verstanden werden kann, hat also als reale Entsprechung sowohl gleichzeitige, damit unterschiedliche Gemeinschaften und Konstellationen, dann aber auch die sich wandelnden Konstellationen in der Geschichte, die man an einem Einzelfall sehen kann. Dennoch sind die zwei Fälle wohl nicht ganz dasselbe: Ungleichzeitiges von Ungleichzeitigem braucht eine Reflektionsebene weniger als die Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigem. Was etwa im diachronen Ablauf die Entwicklung minoritären Selbstbewußtseins ist, ist im synchronen Vergleich ein wichtiger Faktor. Und hat selbst bei Abwesenheit in der speziellen Situation als Nullstelle in einer historisch entsprechend entwickelten Position zu gelten.

Im Jahr 1991 fand die Jahrestagung der GAL in Mainz statt. Es ergab sich, daß bei der damaligen Sitzung der Sektion Kontaktlinguistik eine größere Reihe von Vorträgen gehalten wurde, die es erlaubte, sie in das angedeutete synchron-systematische und diachron-entwickelnde Beschreibungsmuster einzufügen. Herr Enninger, der selbst auch als Referent beteiligt war, bot uns als Reihen-Herausgeber die Gelegenheit, die Ergebnisse unserer damaligen Arbeit ergänzt um einige Beiträge in dieser der Reflexion des Wandels gewidmeten Reihe erscheinen zu lassen.

2. Strukturen und Entwicklungen in klassischen Minderheitssituationen

Konstanz und Wandel also: Gerade was Mehrsprachigkeit und Sprachkontakt angeht, ist jetzt wohl eine Zeit für solch ein Thema. Der politische und gesellschaftliche Wandel der letzten Jahre hat eine Intensität und Richtung, auch eine Tendenz der Veränderung gebracht, die zu Konstellationen geführt haben, wie man sie vorher kaum mehr für möglich gehalten hätte. In den ethnisch motivierten Auseinandersetzungen im ehemaligen Jugoslawien und anderswo werden Strukturen und Begründungszusammenhänge deutlich, die man in West- und Mitteleuropa nur als starke Ungleichzeitigkeitssignale lesen kann. Das einen Anachronismus zu nennen, zeugt nur davon, daß wir verwirrt vor der faktischen kriegerischen Folge dieser Art von Interpretation stehen. Für den Soziolinguisten ist es aber sicherlich angemessener, danach zu fragen, wie man dieser ungewohnten und veränderten Selbstinterpretation in mehrsprachigen Gemeinschaften analytisch beikommt, ob man sie nun persönlich schätzt oder nicht. Je akuter solche Fragen sind, umso wichtiger scheint es, den Mechanismen nachzuspüren, die der von innen wie von außen kommenden Interpretation der Verhältnisse zugrunde liegen.

Man kann sagen, daß die Beiträge, die im ersten Teil unseres Bandes zusammengefaßt sind, einer solchen Analyse von Struktur und Wandel der Lage "klassischer" Sprachminderheiten nachgehen. Es werden hier jeweils Modelle für die Analyse des Zustands und der Entwicklung mehrsprachiger Gemeinschaften vorgestellt.

Den Beginn machen drei Aufsätze, die aus einem Projekt stammen, das sich die modellhafte Beschreibung der sprachlichen Minderheitssituation entlang der deutschen Sprachgrenze zur Aufgabe gemacht hat. Hier werden von drei Mitarbeitern dieses in der Zwischenzeit abgeschlossenen Arbeitsvorhabens inhaltliche, darstellungstechnische sowie erhebungs- und interpretationsmethodische Fragen besprochen.

So schildert Rüdiger Harnisch (Bayreuth) in seinem Beitrag "Ein Handbuch der mitteleuropäischen Sprachminderheiten. Konzeption und Anwendungsperspektiven" die Konzeption und den derzeitigen Stand des Handbuchprojekts, das in dem in den letzten Jahren an der Universität Bayreuth laufenden DFG-Projekt unter Leitung von Robert Hinderling und Ludwig M. Eichinger erarbeitet wurde. Die forschungsleitende Idee dieses Projekts war es, die Kontaktgebiete entlang der deutschen Sprachgrenze nach einem einheitlichen Faktorenraster vergleichend zu beschreiben. Außer den Gebieten, in denen von den Projektmitarbeitern selbst empirische Erhebungen vorgenommen wurden (Elsaß, Südtirol, Burgenland, Kärnten) und an denen auch die Methodik der Beschreibung ermittelt und erprobt wurde, wurden weitere Gebiete von zuarbeitenden Kollegen gemäß den im Projekt erstellten Vorgaben beschrieben. Die Verhältnisse in den verbleibenden Gebieten, vor allem den Kontaktzonen in den damals noch zum Ostblock gehörenden Ländern, sollten soweit wie möglich nach der vorliegenden Literatur beschrieben werden: das betraf somit zum

Beispiel die politisch besonders brisanten Kontakträume in Polen und der Tschechoslowakei, wo sich nun auch die Verhältnisse grundlegend geändert haben - nicht nur ein Darstellungsproblem für ein Handbuch mitteleuropäischer Sprachminderheiten. Neben dem Bericht über die Gebietsbeschreibungen stellt Harnisch einige Proben aus dem zweiten Teil des Handbuchs vor: einem Lexikon mit Grundbegriffen der soziolinguistischen und juristischen Beschreibung mehrsprachiger Gemeinschaften in Mitteleuropa. Harnisch legt hierbei exemplarisch dar, wie diese Stichwörter, in denen auch auf die Darstellung der einzelnen Gebiete Bezug genommen wird, dazu dienen, das Generelle und jeweils Spezifische an einzelnen Situationen besser aufweisen zu können. Das unter anderen zitierte Beispiel *Glottotomie* mag dafür stehen, daß bestimmte Tatbestände von der prototypischen Realisation einer Erscheinung, hier im Elsaß, genommen und dann beschreibend generalisiert werden. Im Anschluß an diesen Übersichtsaufsatz berichtet Ralph Jodlbauer (Regensburg) über Probleme der Datenerhebung und einer validen und sinnvollen Interpretation der so gewonnenen Daten. Er stellt am Beispiel der Gebiete, in denen er selbst die empirischen Erhebungen durchgeführt hat, Überlegungen zu den Vor- und Nachteilen der beiden angewandten Erhebungsformen - der (direkten) Fragebogenerhebung und der teilnehmenden Beobachtung - an. Anhand seiner im Burgenland und in Kärnten gemachten Erfahrungen behandelt er unter dem Titel "Methoden der Feldforschung" vor allem die Frage, wie man zu einigermaßen verläßlichen und nachvollziehbaren Ergebnissen zum Sprachgebrauch und zur Sprachenwahl in verschiedenen Domänen oder Situationen kommt. Die Grundkonstellation ist klar: abgesehen davon, daß man in beiden Fällen die Probleme einer Stichprobenerhebung hat, sichert die Fragebogenerhebung eine gewisse Konstanz der erhobenen Tatbestände, sie suggeriert aber, vor allem in den statistisch ausgewerteten Ergebnissen, eine Präzision, die beim Erheber ein schlechtes Gewissen hinterläßt. Jodlbauer schildert in diesem Zusammenhang vor allem die Schwierigkeiten, mit den Parametern, die die Auswahl der Stichprobe leiten sollen, zurechtzukommen. Darüber hinaus geht er dem Punkt nach, daß für das Untersuchungsziel "Sprachgebrauch und Sprachenwahl" von einer erheblichen Diskrepanz zwischen der Selbsteinschätzung und dem beobachtbaren Verhalten auszugehen ist, die im Rahmen einer reinen Fragebogenerhebung kaum in den Griff zu bekommen ist. Diesem Befund ist eine besondere Bedeutung beizumessen, da Fragen der Selbst- und Fremdeinschätzung bei Minderheiten nicht mehr nur als Folge der Minderheitensituation, sondern auch als ein sie prägender Faktor anzusehen sind. Gerade im Erfassen solcher aus der Innensicht einer Situation gesamthaft zu erkennender Sachverhalte liegt die Stärke sogenannter "weicher" Methoden in den Sozialwissenschaften, deren prominenteste wohl die teilnehmende Beobachtung ist. Diesem Vorzug entsprechen Nachteile, die für holistische Erfassensweisen typisch sind, nämlich Probleme mit der Reliabilität und intersubjektiven Nachvollziehbarkeit der Ergebnisse. Jodlbauer stellt anhand von Ausschnitten aus seinem Explorationstagebuch dar, in welcher Weise bei dieser Art soziolinguistischen Vorgehens der Erheber mit seiner Persönlichkeit in die Erhebung verwoben ist. Im Vergleich nicht zuletzt mit dem Beitrag von Michèle Wolff stellt sich heraus, daß hier grundsätzlichere Fragen der soziolinguistischen Forschung angesprochen sind, die bei der empirischen Arbeit immer wieder zu pragmatischen ad-hoc Entscheidungen nötigen. Ebenfalls mit Pro-

blemen der Datenerhebung mehr aber noch mit dem Vorgehen bei ihrer Auswertung beschäftigt sich der dritte der Beiträge, die zu dem genannten Handbuchprojekt gehören. Volkmar Engerers (Berlin) Ausführungen betreffen den erhebungs- und deutungsmethodisch besonders schwierigen Fall der Gewinnung soziolinguistischer Daten zum Gebrauch des Deutschen in Polen. Aufgrund der zum Zeitpunkt der Erhebung (1989) noch sehr eingeschränkten Möglichkeiten wurden die Daten durch die (indirekte) Befragung von Aussiedlern in der Bundesrepublik gewonnen. Wegen der vergleichsweise geringen Zahl und der Tatsache, daß es sich nicht um eine echte Zufallsstichprobe handelt, wird die Frage der statistischen Interpretierbarkeit besonders kritisch. Aufgrund der Beschränkungen des Materials wird hier ein Weg gesucht, wie man die Daten als ein abgeschlossenes System relevanter struktureller Beziehungen betrachten kann. Dazu werden in einem ersten Schritt Segmentklassen ermittelt, d.h. Gruppen relevanter Beschreibungskategorien, die dann durch zahlenmäßige Skalierung rechnerisch zugänglich gemacht werden. Das Problem dabei ist allerdings, daß dem durch die Zuweisung von Zahlenwerten hervorgerufene Eindruck der Äquidistanz zwischen den numerierten Einheiten kein interpretierbarer soziolinguistischer Befund entspricht. Eine tabellarische Umsetzung in Mittelwert- und Prozenttabellen läßt erkennen, daß die möglichen Vergleiche zwischen Segmenten und Segmentklassen und dem Standard kaum linguistisch interpretierbar sind. Um diesen Punkt zu verbessern, wird eine Art Dynamisierung in die Darstellung eingearbeitet, wobei dann aber nach wie vor als Störfaktor bleibt, daß die Zahlenwerte selbst eigentlich nicht interpretierbar sind. Dieses Problem wird letztlich dadurch zu lösen versucht, daß - am Beispiel der Sprachweitergabe zwischen den Generationen - die Entwicklung in einer Kurve dargestellt wird, bei der nicht die absolute Höhe der Zahlen, sondern die Kurveneigenschaften (Minima, Maxima, Steigungen) interpretiert werden. Nach diesem Block von Beiträgen, die verschiedene Aspekte eines Gesamtmodells für mehrsprachige Gemeinschaften in Mitteleuropa beschreiben, folgen zwei Aufsätze, die der Struktur eines signifikanten historischen Beispiels - einer besonders exemplarischen Minderheit - nachgehen. Der Beitrag von Michèle Wolff, von dem etwas später zu handeln sein wird, ist die zweite von den beiden zusammenhängenden Arbeiten, die dem Problem des sprachlichen und kommunikativen Wandels in einer sich entwickelnden, eine Zeitlang stabil haltenden und dann wieder abbröckelnden Minderheitssituation nebst den damit verbundenen Veränderungen in Sprachenwahl und Sprachgebrauch nachgehen. Sie berichten aus einem Projekt, in dem an der Universität Essen unter der Leitung von Werner Enninger über 'Genese, Umbau, Ausbau von sprachlicher und sozio-religiöser Distinktheit' geforscht wird. Dabei übernimmt Werner Enninger (Essen) mit seinem Teil "Der Fall der Schweizer Täufer vom 16. bis 19. Jahrhundert in der Schweiz und im Gebiet des heutigen Frankreich" den Part, von 'Genese, Umbau und Ausbau' zu berichten. Michèle Wolff, Mitarbeiterin in dem genannten Projekt, hat es dagegen mit der Abschwächung der Distinktheit, dem "Abbau" zu tun, wenn sie von der "sprachlichen Assimilation der Mennoniten im Elsaß und im Pays de Montbéliard im 20. Jahrhundert" berichtet. Die Geschlossenheit und der exklusive Charakter der untersuchten Gemeinschaft macht sie zu einer Art Laborfall für die sprachliche Entwicklung, die bei gesellschaftlichen Gruppen abläuft, die sich bewußt von der Umgebungsgesellschaft absetzen, eine Zeit von

ihr distant bleiben, um dann unter veränderten - in unserem Fall säkularisierten - Verhältnissen sich wieder anzunähern bzw. in unterschiedlichem Ausmaße assimiliert zu werden. Enninger zeigt auf, daß die beginnende Absetzung nicht sofort zur Ausbildung einer anderssprachigen Minderheitengruppe führte, daß aber unter den Zeichen, die die Dissoziierung signalisieren, sprachliche Handlungen von Anfang an eine herausgehobene Rolle spielen. Dazu gehört etwa, daß deutlich vom Mehrheitsusus abweichende Gelingensbedingungen für ritualisierte Sprechakte gesetzt werden (z.B. Ablehnung der Eidesformel); d.h. es geht zunächst um eine Absetzung auf der Ebene der Pragmatik. Erst etliche dramatische Aktionen und Ereignisse, die zu einer verstärkten Minorisierung der betroffenen Gruppe führten, verändern die Lage grundsätzlich: durch die Hinrichtung der Bildungselite bleibt die weniger gebildete, einsprachige, Schicht übrig, die durch Verweis aus dem Lande zudem in fremdsprachige (frankophone) Umgebung geriet, und - bei Anpassung an das Französische in Außenkontakten - die deutsche Sprache, als Minderheitenidiom, beibehielt. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ließ sich dieser Stand der Dissoziierung - in einzelnen differenziert je nach den zur Verfügung stehenden Bildungseinrichtungen u.ä. - halten. Dann allerdings gewinnen im religiösen Paradigma weniger auf Exklusivität zielende Richtungen die Oberhand, was zu einem verstärkten Bezug auf die französischsprachige Umgebung und letztlich zum Sprachwechsel sogar im Gottesdienst führte.

Diese Entwicklung, die um 1880 begann, signalisiert einen Assimilationsprozeß, dessen Weg und Verlauf in unserem Jahrhundert Michèle Wolff nachgeht. Hier interferieren in interessanter Weise Bedingungen, die für die Anpassung der Täuferminderheit gelten, mit den Problemen der Mehrsprachigkeit, die sich an der deutsch-französischen Sprachgrenze im Elsaß ohnehin ergeben - etwas anders ist das bei den Minderheiten, die gänzlich in französischsprachigem Gebiet liegen. Bei den Täufergemeinden von Montbéliard, für die diese Beschreibung zutrifft, zeigt sich nunmehr ein vollständiger Übergang zum Französischen, der zweifach motiviert ist. Zum einen wird die Zugehörigkeit zur französischen Nationalität, das Nicht-Deutsch-Sein betont, zum anderen werden modernere Strömungen im Meinungsspektrum des Mennonitentums vertreten. Beide Faktoren wirken in dieselbe Richtung: auch der religiös motivierte Gebrauch des Deutschen wird zugunsten der Umgebungssprache zurückgedrängt. Bei der von M. Wolff vorgestellten Untersuchung ausgewählter Orte im Elsaß ergibt sich, daß Faktoren den Sprachgebrauch steuern - hier den allmählichen Wechsel und seine unterschiedliche Geschwindigkeit - die auch aus generellen Untersuchungen zur Mehrsprachigkeit im Elsaß - und nicht nur dort - wohlbekannt sind. Kritische Faktoren sind offenbar das Lebensalter, die siedlungsgeographische Einschätzung des Wohnorts (rural vs. urban), Erziehung und Beruf. Was im Elsaß in gewissem Umfang für den Protestantismus überhaupt gilt, gilt wohl verstärkt noch für die Angehörigen der mennonitischen Gemeinden: der Deutschgebrauch variiert mit dem Grad der religiösen Einbindung. Wie schon beim Beitrag von Jodlbauer ist auch hier festzustellen, daß die Einschätzung der eigenen Rolle in dem Mehrsprachigkeitsspiel einen bedeutenden aktiven Faktor in solchen kommunikativen Konstellationen darstellt.

Im letzten Beitrag des Teils, der sich mit "klassischen" Minderheitenkonstellationen beschäftigt, schlägt Frauke Kraas (Bonn) eine genauere Beschreibung für eine der denkbar klassischsten Minderheiten, die der Rätoromanen in der Schweiz, vor. Das besonders Klassische wie auch Kritische des Falles wird in den Schlußüberlegungen angedeutet, wenn Frau Kraas darauf hinweist, daß bei den zur Beschreibung und Interpretation der Lage herangeholten Faktoren die Frage des sprachlichen Selbsterhaltungswillens und des Zusammenhangs mit der Identität nicht berücksichtigt worden sei. Bei der Bedeutung des Rätoromanischen für die Identität der Schweiz, wie sie sich offiziell sieht, ist es zweifellos gefährlich, sollte es die "Widerstandslinie" eines gesamträtoromanischen Bewußtseins, auf das ja die sprachenpolitischen Maßnahmen zielen, nicht (in hinreichendem Ausmaße) geben. Als Grundlagen für ihre Bewertung der Befunde, die sich aus den Daten der Volkszählung von 1980 ergeben, nimmt Frau Kraas die Faktoren der absoluten Größe der Sprechergruppe, den relativen Anteil an der jeweiligen Wohnbevölkerung und den Anteil von Sprechern, die sich im reproduktionsfähigen Alter befinden. Dabei ergeben sich Korrelationen, die insgesamt für den Bestand des Rätoromanischen eher negativ sind, so die Verknüpfung von hoher absoluter Zahl mit geringen prozentualen Anteilen an der jeweiligen Wohnbevölkerung. In den Orten, wo das zutrifft, sind außerdem auch noch die jüngeren Jahrgänge überproportional vertreten. Desweiteren ermittelt die Verfasserin eine teilräumliche Untergliederung, die eine funktionale Raumgliederung mit einer möglichst hohen Vergleichbarkeit der Sprecherzahlen kombiniert. Es wird eine Bewertung der Stabilität des Sprachzustandes in den Regionen relativ zueinander versucht. Dazu werden die Werte für die drei Bestimmungsfaktoren zu einer Kreuzklassifikation genutzt: Es ergibt sich auf diese Weise eine gut interpretierbare Abstufung zwischen den Gebieten, in denen das Rätoromanische gebraucht wird.

3. Insellage und Migration

Hatten wir es in den Beiträgen der ersten Gruppe mit Minderheitensituationen zu tun, die man traditionell nennen könnte, so werden in der nächsten Gruppe eine Reihe von Beiträgen zusammengefaßt, die sich mit Minderheiten- und Migrationsproblemen beschäftigen, die erst durch die politische Wende der letzten Jahre in eine kritische Lage oder ins Bewußtsein der Öffentlichkeit geraten sind.

Dabei handelt es sich vor allem um Probleme der Deutschen in der ehemaligen Sowjetunion bzw. der entsprechenden Aussiedler.

Peter Rosenberg (Berlin) beschäftigt sich unter dem Titel "Sprache und Identität bei den Deutschen in der Sowjetunion" mit zwei Punkten. Im ersten Teil bespricht er "sprachökologische Bedingungen", die den Zustand der Gruppe der Deutschen in der ehemaligen Sowjetunion betreffen: er betrachtet diese Gruppe zunächst im Hinblick auf Faktoren, die es erlauben, Aussagen

über die Vitalität des Deutschen unter den obwaltenden Verhältnissen zu machen, anschließend beschreibt er den soziolinguistischen Status und Gebrauch des Deutschen, zum dritten spricht er über Steuerungsfaktoren der Sprachbewahrung. An dieser Stelle wird auch dem komplexen Verhältnis von Sprache, Nationalität und ethnischer Identität genauer nachgegangen. Im zweiten Teil berichtet Rosenberg über aktuelle Ergebnisse einer Fragebogenerhebung, mit der in zwei rein deutschen Dörfern jeweils die gesamte Schuljugend zwischen 6 und 16 Jahren erfaßt wurde. Es handelt sich bei den untersuchten Orten um zwei nicht von der Deportation betroffene Dörfer in Sibirien. Dabei ist das eine Dorf sprachlich relativ homogen geblieben, das zweite ist im Rahmen der Zusammenlegung von Siedlungen zu Zentraldörfern in den siebziger Jahren aus mehreren sprachlich und religiös unterschiedlichen Kommunikationsgemeinschaften zusammengefügt worden; die Hauptgruppe darunter machen niederdeutsch sprechende Mennoniten aus. Damit sind zwei wesentlich Variablen angesprochen: es fragt sich erstens, welche Beziehung zwischen dem Grad an sprachlicher Homogenität und der Sprachenwahl zwischen dem Deutschen und dem Russischen besteht, zum zweiten, ob und in welchem Umfange unter den Umgebungsbedingungen dieser Siedlungen die Mennoniten eine sublokale Interaktionsgemeinschaft darstellen, die gegenüber russischen Außeneinflüssen resistenter ist als die übrige Bevölkerung. Die Ergebnisse der Fragebogenerhebung geben im Hinblick auf beide Fragen ein deutliches Bild. Prinzipiell nimmt in beiden Dörfern mit dem Öffentlichkeitsgrad der Domäne bzw. Situation die Gebrauchshäufigkeit des Russischen zu; in einem mittleren, halböffentlichen, Bereich ist die Sprachenwahl stark von der Person des jeweiligen Gesprächspartners gesteuert. Dennoch handelt es sich um eine verschobene Parallelität zwischen den beiden Dörfern, in dem sprachlich homogenen Dorf reicht der Gebrauch des Deutschen deutlich weiter in öffentliche Domänen hinein. Auch der Befund für die mennonitische Population entspricht zunächst den Erwartungen, weist aber auf eine signifikante Entwicklungstendenz hin. Die mennonitischen Jugendlichen bilden innerhalb der untersuchten Schulklassen eine deutlich herausgehobene Gruppe mit verstärkter interner Kommunikation, diese interne Kommunikation läuft praktisch ausschließlich in dem niederdeutschen Dialekt der Gruppe ab. Auffällig ist allerdings, daß beim Dazutreten nichtmennonitischer aber deutschsprachiger Mitschüler die Kommunikation auf russisch fortgesetzt wird. Das wäre bei der älteren Generation nicht der Fall, wo eine Art Mehrdialektalität die Verständigung über die verschiedenen dialektalen Varianten des Deutschen hin sicherte und zudem ein Rekurs auf gesicherte Kenntnisse des Standarddeutschen möglich war. Die Standardsprache hatte ihre feste Stellung in der mennonitischen religiösen Praxis. Diese Bindung scheint sich aufzulösen und auch die Bereitschaft und Fähigkeit zu einem Gespräch über Dialektgrenzen hinweg Dadurch bekommt das Russische eine verstärkte Rolle auch in der Kommunikation zwischen deutschsprachigen Partnern. Träger der Sprachbewahrung ist nicht die "Sprachgemeinschaft", die die Deutschen in der Sowjetunion nie bildeten, auch nicht mehr die örtliche Kommunikationsgemeinschaft, die das lange geleistet hat, aber durch Deportationen, Migration und Schaffung von Zentraldörfern aufgelöst wurde, sondern die sublokale, teils religiös, teils sprachlich begründete Interaktionsgemeinschaft.

Diese Position, die den Wert der Sprache als Kennmerkmal für den minoritären Zusammenhalt als ein historisches und damit wandelbares Faktum relativiert, schließt unmittelbar an die davor behandelten Beiträge an. Wie die Ableitung Werner Enningers aus weit vornationalen Zeiten zeigt, beginnt die Dissoziierung mit einem Wandel der Sprachweisen, der den Konsens in wesentlichen Punkten aufkündigt. Die durch die weiteren historischen Abläufe entstandene Situation nicht mehr nur des Anderssprechens, sondern der Anderssprachigkeit, ist ohne Zweifel besonders geeignet, die gesellschaftliche Dissoziation zu symbolisieren, solange Konsens über die gewünschte Abgrenzung besteht.

An diese Überlegung und an den Tatbestand, daß im heutigen Zustand der bisher beschriebenen Minderheiten Migration lediglich als historischer Faktor vorkommt, läßt sich der Beitrag von Nina Berend (Mannheim) anschließen, die unter dem Titel "Sprachdrill oder kommunikative Integration" die Situation der Rußlanddeutschen in der Bundesrepublik interpretiert. Die soziolin

guistische Interpretation der als Remigration verstandenen Aussiedlerbewegung hat sicherlich nicht viel Mühe zu erklären, warum diese simple Interpretation, die die Ansiedlung in der Bundesrepublik Deutschland als Aufhebung des minoritären Status betrachtet, zu Schwierigkeiten führen muß. Wie nicht zuletzt aus Peter Rosenbergs Äußerungen hervorgeht, hat die zweifellos existente und handlungssteuernde Identität als "Deutsche" ihren sprachlichen und auch kulturellen Grund in sehr kleinräumigen sozialen Vernetzungen. Zwar scheint es in der Eigen- wie Fremdeinschätzung einen Bezug auf "Wesensmerkmale" der Deutschen zu geben, die aber doch eher die eigene Entwicklung, die möglicherweise historisch vorangegangene Dissoziation von der Mutterkultur, auch die sprachliche Disparatheit, verdecken. Diese komplexen Voraussetzungen müssen bei der kulturellen und kommunikativen Integration im Rahmen der bundesdeutschen Gesellschaft zu Identitätsproblemen führen, die ihre ganz praktischen Entsprechungen finden. Frau Berend behandelt die speziell sprachliche Seite des dabei anstehenden Integrationsprozesses. Sie geht aus von den Ergebnissen einer von ihr im Raum Mannheim durchgeführten empirischen Studie. Die aus der ehemaligen Sowjetunion kommenden Angehörigen der deutschen Sprachgruppe haben bei ihrer Ankunft in Deutschland im wesentlichen zwei Sprachformen zu ihrer Verfügung, die russische Umgangssprache und einen deutschen Dialekt. Davon ausgehend kann man mehrere Entwicklungen beobachten. Zum einen entwickelt sich eine "rußlanddeutsche Umgangssprache", in der die früher üblichen Entlehnungen aus dem Russischen durch entsprechende hochdeutsche Übernahmen ersetzt werden. Zum anderen ergibt sich v.a. durch die Sprachkurse, die sie mitmachen, eine neue Varietät, die hochdeutsche grammatische Merkmale mit rußlanddeutschen Elementen verbindet. Angesichts einer solchen Umschichtung kommt es zum Teil zu der für die eigene Identität als Deutsche befremdlichen Situation, daß das Russische zur Sprache der Intimität wird. Die derzeit ablaufenden Sprachkurse und die Lehrer, die sie halten, sind offenbar kaum auf die speziellen Probleme der Aussiedler abgestimmt bzw. vorbereitet. Das betrifft vor allem zwei Punkte: es wird mehr Wert auf die Vermittlung hochsprachlicher grammatischer Strukturen gelegt als auf das Erlernen einer kommunikativ angemessenen Einbettung der eigenen Identität in

die neue Umgebung; zum anderen gehen die Kurse nicht oder nicht hinreichend auf die gesprochensprachlichen Deutschkenntnisse der Rußlanddeutschen ein.

4. Sprachliche Integration von Fremdem

Die letzten drei Beiträge unseres Bandes lassen sich in einer Gruppe zusammenfassen, da sie unmittelbar sprachliche Befunde interpretieren, die der Kontakt zweier verschiedensprachiger Kommunikationsgemeinschaften mit sich bringt.

Dabei stellen sich die Beiträge der beiden polnischen Kollegen Jan Iluk und Christoph Schatte (Universität Katowice) den ganz praktischen Fragen, die verstärkter sprachlicher Kontakt zur Folge hat. Sie zeigen, wie sich unter den geänderten politischen Verhältnissen in Polen auch in der Praxis des kontaktlinguistischen Tuns, etwa bei der Übersetzung, der Sprachmittlung, neue Aufgaben stellen. Da ihre Überlegungen nicht zuletzt von der Diskussion einer größeren Zahl von Einzelfällen bzw. Typen leben, sei hier unmittelbar auf die Beiträge verwiesen; es soll darauf verzichtet werden, in der Einleitung schon in die Einzelheiten zu gehen.

Jan Iluk behandelt die Taktiken, die bei der Übersetzung juristischer Termini vom Polnischen ins Deutsche einzuschlagen sind. Die Darstellung der Möglichkeiten der Wiedergabe polnischer Bildungen durch deutsche Analoga vor allem im Bereich der Personenbezeichnungen verzichtet weitgehend auf die Diskussion der Probleme, die der terminologische Charakter der umgesetzten lexikalischen Einheiten mit sich bringt; der Beitrag läuft stattdessen auf eine Diskussion von Äquivalenzen im Wortbildungsbereich der beiden Sprachen hinaus und enthält damit gleichzeitig ein Plädoyer für eine sinnvolle Ausbildung der Sprachmittler zu diesem Zweck.

Christoph Schatte wendet sich mit dem Thema "Internationalismen und Tautonyme im fachsprachlichen Bereich" einem sehr aktuellen Bereich zu, findet doch gerade die Rolle von Internationalismen in der sprachübergreifenden fachlichen Kommunikation verstärktes Interesse. Andererseits verweist er in seinem Beitrag anhand der polnischen Praxis einer Art von Mehrfachentlehnung in verschiedenen fachlichen und nichtfachlichen Varietäten des Polnischen auf Probleme im Umgang mit den internationalen Elementen des Wortschatzes, die gerade in der Sprachmittlung - hier der Gegenüberstellung mit dem Deutschen - zu deutlich asymmetrischen Verhältnissen führen.

Eher theoretische Aspekte einer durch Zweisprachigkeit gekennzeichneten Alltagskommunikation stehen im Mittelpunkt des Interesses im letzten Beitrag unseres Bandes. Hier behandelt Martin Pütz mit der Trias Codeswitching, Integration, das heißt Entlehnung, und ad-hoc Entlehnung Erscheinungen, die an der Grenze zwischen systemimmanenter Variation, Sprachwandel und Sprachwechsel liegen. Das gilt natürlich verstärkt, wenn man sie unter dem Oberbegriff des Bilinguismus behandelt. Ansonsten wäre ja zumindest die klassische Entlehnung nicht an eine zweisprachige Kompetenz gebunden, wie das auch an dem abschließenden Schema in Martin Pütz's

Aufsatz aufscheint. Die Diskussion der Abgrenzungskriterien zwischen den genannten Erscheinungen ergibt zwar Tendenzen, die etwa stärker integrationsbedürftige Typen des Codeswitching zwischen typologisch entfernteren Sprachen als unwahrscheinlich erscheinen lassen, es zeigt sich aber letztlich, daß diese Typen offenbar eher graduell voneinander unterschieden sind. An den deutsch-australischen Beispielen wird gezeigt, welche Merkmale für die Entscheidung benutzt werden können. Dabei zeigt sich, daß die klassische Entlehnung tatsächlich am wenigsten in den Bereich gehört, wo sprachliche Variation für den Sprachwandel relevant wird.

5. Schlußbemerkung

Es wurde schon erwähnt, daß ohne Werner Enningers freundliches Angebot, ihn in seine Reihe aufzunehmen, dieser Band nicht erscheinen hätte können. Ihm sei dafür vielmals gedankt. Desgleichen Joachim Raith für die Arbeit der Mitorganisation der Sektion und der Mitherausgeberschaft an diesem Buch, Henrike Nespor, die unter Mithilfe von Ingrid Wagner das Druckmanuskript hergestellt hat, Johann Dirndorfer vom Rechenzentrum der Universität Passau, der uns mancherlei technische Klippen umschiffen half. Gedankt sei nicht zuletzt den Autoren, die geduldig auf die Fertigstellung gewartet haben.